

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 237

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was tut man als Veranstalterin eines Openair-Filmfestivals gegen Schwarzseher? Man blendet die Frevler mittels Scheinwerfern. Marianne Hegi, Rapperswiler Kinobetreiberin, hat dann doch davon abgesehen. Schliesslich wollte sie niemanden vergraulen. Das erwies sich als die richtige Strategie: In den folgenden Jahren entrichteten auch die Punks unter den Filmfreunden brav ihren Eintritt. Seit bereits 25 Jahren gehört das Kino auf dem Hauptplatz genauso zum Rapperswiler Sommer wie das alljährliche Lützelau-Schwimmen.

Am Anfang träumte das Spectrum-Filmtreff-Team um Marianne Hegi von einem Filmfestival wie in Locarno: mit zahlreichen Filmen, einer Jury und der Verleihung des «goldenen Leuzi», in Anlehnung an das traditionsreiche Rapperswiler Kino Leuzinger. Doch der Stadtrat wollte kein Festival, das den Hauptplatz, der damals noch als Parkplatz diente, zehn Tage lang blockierte. Und so erhielt der Verein als erster Verein überhaupt im Sommer 1989 die Bewilligung für eine dreitägige Veranstaltung auf dem Hauptplatz. Eine kleine Sensation.

Zum Jubiläum Ende Juli flimmerten jetzt wieder hochkarätige Filme über den Rapperswiler Hauptplatz – allesamt Schweizer Premieren. Unter anderem auch der neuste Wurf von Regisseur Clint Eastwood, der Musikfilm *Jersey Boys*, die mitreissende Geschichte der legendären US-Band The Four Seasons. Und weil das diesjährige Kino-Openair ein ganz besonderes war, stellte sich die Organisatorin vor dem Filmstart jeweils vors Publikum und erzählte Anekdoten. Marianne Hegi berichtete von filmischen Höhepunkten, von Dauerregen und technischen Missgeschicken. An einem der ersten Openairs etwa gab der Projektor kurz vor Vorstellungsbeginn den Geist auf. Den Film konnten Hegi und ihre Helfer trotzdem zeigen: Sie verlegten ihn kurzerhand ins Schlosskino. Auch bei schlechtem Wetter wich man in den nahen Kinosaal aus, manchmal auch sehr kurzfristig, was für Hektik sorgte. Schliesslich hätten die Filmrollen in der Eile reißen können. Doch mit der neuen, aufblasbaren Leinwand und der digitalen Vorführtechnik war das nicht mehr nötig. Von da an wurden die Filme bei jeder Witterung auf dem Platz unterhalb des Schlosses gezeigt: grosses Kino in historischer Kulisse.

Kino liegt Marianne Hegi im Blut. Ihre Vorfahren, die Leuzingers, betrieben hierzulande seit 1906 mehrere Kinosaale und ein Wanderkino. In dritter Generation führte die 68-Jährige bis vor wenigen Jahren in Rapperswil das Kino Leuzinger an der Oberen Bahnhofstrasse sowie das kleinere Schlosskino. Heute kümmert sie sich noch um das Kino in Altdorf, das einzige im Kanton Uri, wo schon ihr Grossvater Filme gezeigt hatte. Blockbuster sind auch dort keine zu sehen, sondern kleine, regionale Filme wie der Älplerfilm *Bergauf – bergab*. Das Filmprogramm der Städte nachzuspielen, reiche nicht, findet sie. Keine Frage: Die eigenwillige Kinobetreiberin hat ihre Nische gefunden. Und Rapperswil eine kulturelle Institution beschert, die niemand mehr missen mag.

Tatjana Stocker, 1970, arbeitet bei der Zürcher Bildungsdirektion und als freie Journalistin; sie lebt in Rapperswil-Jona.

Personen, die normalerweise vor der Schaffhauser Kantonalbank zu finden sind: zvieri-essende Kantischülerinnen, verirrte Bahnhofs-Hänger, Bankkundinnen. Am 26. Juli aber – zur Bedeutung dieses Datums später mehr – versammelten sich rund 200 Personen vor der Kantonalbank: «Kundgebung gegen die Gewalt in Gaza» hiess das offiziell. Zu Beginn betonte Co-Organisator Serhat Köroglu, dass die Politik Israels, nicht aber das jüdische Volk kritisiert werden soll und rassistische Äusserungen nicht geduldet würden. Alsdann setzte sich der Zug in Bewegung gen Fronwagplatz, Männer vorne, Frauen und Kinder hinten. Sechs Polizisten und von den Demonstrierenden organisierte zehn Sicherheitsmänner sorgten für Ruhe und Ordnung. Derweil wurde kollektiv «Free free Palestine», «Kindermörder Israel» und allerlei Arabisches gerufen, palästinensische und türkische Flaggen spazierengetragen, bevor es zum St. Johann weiterging, wo die Teilnehmer mit einem Imam beteten. Die Demo dauerte eineinhalb Stunden, sie war erlaubt und lief friedlich ab, liess die Verwaltungspolizei verlauten.

Zum wütenden Konflikt im Gelobten Land tun wütende Nicht-Palästinenserinnen und Nicht-Israelis in aller Welt ihren Unmut kund. Das ist nicht falsch und hat Demos beider Seiten verdient. Zentral sind dabei aber die geregelten Umstände der Kundgebung. Ein Leserbrief von Israel-Freunden in den «Schaffhauser Nachrichten» etwa kritisierte, sie hätten Flagge zeigen wollen und seien von der Verwaltungspolizei im voraus mit der Begründung abgewiesen worden, Flaggen seien allgemein nicht erlaubt; eine Regel, die nicht eingehalten wurde, wie Bilder der Demo zeigen.

Aufpassen können hätte die Polizei auch beim Datum der Demo: Der 25. Juli war der iranische al-Quds-Tag (der arabische Name Jerusalems), an dem vielerorts die Befreiung Jerusalems von den zionistischen Besatzern gefordert wird. Die Organisatoren der Schaffhauser Kundgebung antworteten auf Anfrage, dass kein Zusammenhang bestehe zum Demo-Datum.

Man soll niemandem Verbindungen vorwerfen, wenn sie nicht offensichtlich da sind, in Ordnung. Die friedliche Demo jedoch hatte einen Nachzug: auf Facebook. Ausgerechnet in der offenen Gruppe «Du bist ein Schaffhauser, wenn...». Nach der Demo waren dort wüste Wortwechsel und klar antisemitische Äusserungen zu lesen – mit vollem Namen der Autoren und gewalttätigem Inhalt.

Es verging kein Tag, und die Diskussion war gelöscht. In den «Schaffhauser Nachrichten» wurden die judenfeindlichen Facebook-Äusserungen jedoch trotzdem zitiert, Wort für Wort. Über die Parolen an der erlaubten, öffentlichen Kundgebung, die zu zitieren gerechtfertigt ist, schrieben die SN hingegen bloss, sie seien grösstenteils Arabisch und darum nicht verständlich gewesen. So erhält die Stimme Einzelner Gewicht, die Stimme vieler bloss einen undefinierten Nachgeschmack – nicht gerade blendende Voraussetzungen für eine Diskussion, die weiss Gott schon hitzig genug ist.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt für die «Schaffhauser Nachrichten» und das Kulturmagazin «Coucou»

Vorarlberg

Der arme Mann in Schoppernaut

Das Vorarlberg Museum in Bregenz zeigt bis zum 16. November eine mit *Ich, Felder. Dichter und Rebell* betitelte Ausstellung über den Bregenzerwälder Schriftsteller Franz Michael Felder (1839–1869). Die Präsentation des Werkes eines Autors war schon immer schwierig, alte Briefe (vor allem solche in einer für die meisten Besucher nicht mehr lesbaren Handschrift), geschlossene oder aufgeschlagene Erstausgaben und andere Bücher sowie braunstichige Porträtfotos sind nicht unbedingt das, was selbst erwachsene Besucher in einem Museum gerne sehen wollen, von Jugendlichen ganz schweigen – schliesslich kann man vor einem aus Konservierungsgründen im Halbdunkel präsentierten Brief aus dem Jahre 1860 kein gutes Selfie machen. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache kann man die Ausstellung, in der man sich zur Ergänzung der papierenen Exponate vor allem mit Audiodateien beholfen hat, als gut gelungen bezeichnen. Das Atelier Stecher, Götzis, hat im seeseitigen Flügel des dritten Stockwerks relativ enge, teilweise gewundene Ausstellungsräume installiert, die weitaus besser funktionieren als die üblichen weiträumigen Säle mit Vitrinen. Die Beengtheit lässt an die geistige Enge von Felders Umwelt denken.

Zum Ausstellungstitel sei doch angemerkt, dass Felder weder ein Dichter noch ein Rebell war. Er wollte ein Volksschriftsteller sein, was ja etwas ganz anderes ist als ein Dichter, und das Wort «Rebell» hat einen Beiklang von vergeblichem Aufstand, während ein mit seinem Aufbegehren Erfolgreicher eher als Revolutionär oder Reformier denn als Rebell bezeichnet wird. Wenn Felder nicht so jung gestorben wäre, hätte er mit seiner zusammen mit Kaspar Moosbrugger im Herbst 1866 geplanten Gründung einer politischen Partei und vor allem



Kämpfer gegen die geistige Enge:
Franz Michael Felder. Bild: pd

mit seinem Viehversicherungs- und dem Käsehandlungsverein (beide 1867 gegründet) durchaus Erfolge erzielen können, vielleicht noch grössere als mit seinen Büchern.

Im Ausstellungskatalog vergleicht der österreichische Autor Alois Brandstätter Ulrich Bräkers *Lebensgeschichte und Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg* (1789) mit Felders erster Publikation *Nümmomüllers und das Schwarzokaspale* (1863): «Bräkers Lebensbeichte ist, verglichen mit Felders Roman, ungeachtet der Gattungsunterschiede – «Faktion» gegenüber Fiktion – von hartem Realismus geprägt, wenn auch bei Bräker eine ungemein berührende unschuldige Jugendliebe geschildert wird, die aber im Gegensatz zur Liebesgeschichte zwischen dem besitzlosen Schwarzokaspale und Mikle, der Nümmamüllerstochter, nicht zu einem Happy End führt, sondern in eine unglückliche Ehe mündet mit einer im Grunde «bösen Frau», die immer unzufrieden ist und viel keift und der er es nicht recht machen kann. Das Ende der Liebschaft des Schwarzokaspales aus dem Armenhaus, des Sohnes eines eulenspiegelähnlichen Bettlers, mit einer schönen Tochter des Müllers ist von märchenhafter Qualität.» Nun ging es Felder in seinem Roman darum, am Beispiel des Schwarzokaspales zu zeigen, dass man Armut durch Fleiss und Arbeit überwinden kann, was zwar heute auch eine Behauptung «von märchenhafter Qualität» ist, damals, als im Bregenzerwald nur die «Käsgrafen» Manchester-Kapitalisten waren, aber noch geglaubt werden konnte.

Für den Vergleich mit Bräkers Buch wäre Felders Autobiografie *Aus meinem Leben* das passendere Objekt, denn Felders Leben war nun wirklich auch kein Honiglecken. Die Serie von Missgeschicken beginnt 1839 mit der Operation durch einen betrunkenen Arzt an Felders gesundem Auge, die sein Sehvermögen weiter einschränkt, statt es zu verbessern, und setzt sich fort mit dem frühen Tod seines Vaters (1849), einem beinahe tödlichen Unfall 1860, als Felder in die Hochwasser führende Ach stürzt und ihm vorbeikommende Bauern und Knechte nicht helfen, seiner Gegnerschaft mit dem Paten des Käsehandels, dem «Käsgrafen» Gallus Moosbrugger, und mit dem neuen Pfarrer von Schoppernaut, dem fanatischen Antimodernisten Georg Rüscher, die beide mehr oder minder deutlich die Bauern zu physischen Attacken gegen Felder auffordern, einer schweren Erkrankung 1865, der kurzzeitigen Flucht vor Morddrohungen im Mai 1867 nach Bludenz und dem überraschenden Tod seiner geliebten Frau Anna Katharina am 31. August 1868. Dem gegenüber stehen in Felders Lebensbilanz die glückliche Ehe, die gelungenen sozialen Projekte, der lokale Sieg der «Felderpartei» am 7. Februar 1868 und, im Nachhinein betrachtet, vor allem die Erfolge als Schriftsteller. Nachdem ein Artikel in der vielgelesenen Zeitschrift «Die Gartenlaube» Felder im ganzen deutschsprachigen Raum bekannt gemacht hatte, erschien sein Roman *Sonderlinge* in Leipzig und wurde gleich ins Holländische übersetzt. In Vorarlberg erschien von 1970 bis 1995 eine allerdings nur regional verbreitete Gesamtausgabe in zwölf Bänden. Im Frühjahr 2014 kam eine französische Übersetzung von *Aus meinem Leben* heraus.

Auch wenn Felder eigentlich ein Volksschriftsteller sein wollte, gilt ganz besonders für ihn Lessings Sprüchlein: «Alle Dichter wollten weniger gelobt und mehr gelesen sein.»

Kurt Bracharz, 1947, ist Schriftsteller und Übersetzer in Bregenz.

Thurgau Ermatingen: Einfach sein

Andy Warhol setzte den internationalen Zeitbenchmark für Berühmtheit: fünfzehn Minuten. Ermatingen aber hatte jüngst bestimmt mehr. Sicher zwanzig. Kein Zufall, dass just das gleichnamige Gratisblatt aus dem Haus Tagi als eines der ersten Medien auf die Kampagne mit dem Claim «Ermatingen am Bodensee. Der langweiligste Ferienort der Schweiz» aufsprang. Lanciert hat sie im Frühling 2014 der dynamische Andy Hostettler, Ex-Zürcher Werber mit Luzerner Dialekt und örtlichem Hotelbesitz.

Die Idee ist bestechend: Statt das 3000 Einwohnerinnen und Einwohner zählende schmucke Dorf am See mit Superlativen zu bewerben, betont man provokativ ausschliesslich die Langeweile, meint damit Ruhe für Touristen und wartet, bis sich die Medien auf die ungewöhnliche Selbstschönung stürzen. Was diese zuverlässig taten. Zumal für die 18'000 Franken Budget 200 Plakate in und um die Medienhauptstadt Zürich geklebt wurden. Nicht auf dem Land, wo die Journipopulation geringer ist.

Mailings an die Medien und Social Media taten das übrige. «20 Minuten» schickte gleich den VJ los, der mit Hostettler und Mikrofon durchs menschenleere Ermatingen wandelte und sich an verschiedenen Schauplätzen erklären liess, wie wirklich unglaublich langweilig das Dorf ist. Halt einfach sein.

Unterlegt ist der eineinhalb Minuten lange Beitrag mit «Chrücht äs Schnäggli». Auch andere Einwohner sprachen in die Kamera, nicht immer zu ihrem Vorteil. So etwa die Frau des Fischers. Ihr war sichtlich unwohl beim Speech, der sich um Ruhe drehen musste: «Die vielen Segelboote und Sportboote... das ist also schon nicht gerade so alles, das stört die Fischerei». Sie hätte man besser schützen müssen.

Die Investition in die mindestens medial erfolgreiche Low-Budget-Kampagne, die von lokalen Unternehmern unterstützt wurde, dürfte sich rentiert haben. Slogans wie «Wir haben nichts, wir tun nichts und wir bieten nichts. Nichts, was Sie in ihrer Ruhe stört» sind im Dorf, das etwa zu dreissig Prozent vom Tourismus lebt, aber nicht unumstritten. Geheuer war es auch dem Gewerbeverein nicht. Der Vorstand war dagegen, die Generalversammlung stimmte dann mit vielen, vielen Enthaltungen zu. Besser, es macht einmal wer etwas, als es passiert gar nichts, wird man sich gedacht haben.

Befürchtet wird hinter vorgehaltener Hand, dass die anfangs starke Medienwirkung nun ausläuft, ohne dass vom Rummel nachhaltig etwas bleibt – ausser einem Etikett, auf dem steht: LANGEWEILE! Dass dies nicht gewünscht sein kann, merken wohl auch die Verantwortlichen und veranstalteten im August in der Badi die erste Schweizer Meisterschaft im Steineschiefern. Hundert Personen nahmen teil, der Beste fährt an die Weltmeisterschaft in Schottland. So viel Action im langweiligsten Ferienort der Schweiz? Wenn das nur nicht kontraproduktiv ist. Für die Ruhe. Und die Fische.

Rolf Müller, 1967, ist Redaktor bei thurgaukultur.ch.

Stimmrecht Vorläufige Aufnahme



Viele Somalierinnen und Somalier, die in der Schweiz leben, verfügen über eine sogenannte vorläufige Aufnahme. Die Mehrheit fürchtet sich aber schon vor dem Begriff «vorläufig», da sie mit der Angst leben, jeden Moment wieder in das durch Krieg verwüstete Heimatland zurückkehren zu müssen, obwohl dies nicht der Fall ist. Es wäre derzeit nämlich unzumutbar, einen Flüchtling nach Somalia zurückzuschicken, und so ein Fall ist auch noch nicht aufgetreten in der Vergangenheit.

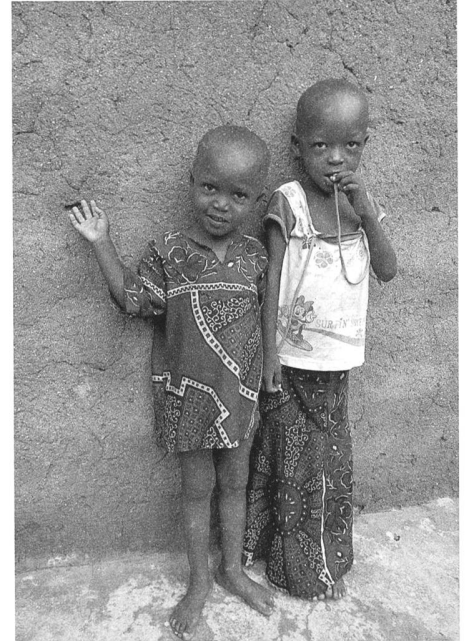
Trotzdem haben sehr viele somalische Flüchtlinge diese verständliche Angst. Das Trauma entsteht schon im Heimatland durch die andauernde Ungewissheit und Angst um das eigene Wohlbefinden. Mit der vorläufigen Aufnahme wird dieses Trauma noch verstärkt. Im Somalischen Integrationsverein (SIVO) haben wir diese Rückmeldung oft erhalten von Flüchtlingen. Auch die Arbeitssuche wird erschwert, da die Arbeitgeber keine Arbeitskräfte suchen, deren Aufenthalt nicht garantiert ist.

Aus diesem Grund sind beinahe alle somalischen Flüchtlinge mit einer vorläufigen Aufnahme arbeitslos und vom Sozialamt abhängig. Dieses Problem haben wir oft thematisiert und die verschiedenen Eindrücke der Flüchtlinge gesammelt. Viele empfinden es als Teufelskreis, der nie endet. Sie finden keine Arbeit, weil ihr Aufenthalt nicht sicher ist, und da sie keine Arbeit haben und vom Sozialamt abhängig sind, bekommen sie auch keine Aufenthaltsbewilligung. So wie ich es aber interpretiere, bildet das eine den Grundstein für das andere, wobei sozusagen beide abhängig voneinander sind.

Zum Glück gibt es das Solihaus und das Solidaritätsnetz. Das Solidaritätshaus trägt sehr viel dazu bei und unterstützt die betroffenen Personen, die traumatisiert sind und sich in der Schweiz nicht zurechtfinden. Alle zwei Wochen findet samstags im Solidaritätshaus ein Treff statt für die Somalische Frauengruppe, zu dem auch Fachleute eingeladen werden, welche die Frauen in verschiedenen Bereichen des Lebens beraten. In dieser Hinsicht leistet das Solihaus eine sehr grosse Aufklärungsarbeit, ohne die so manch ein Flüchtling sich nicht zurechtfinden würde. Und jede Hilfe, die man leistet, ist ein kleiner Schritt für eine bessere Zukunft.

Leyla Kanyare, 1971, kam 1991 aus Somalia in die Schweiz, ist Mutter, Dolmetscherin, Gründerin und Präsidentin des Somalischen Integrationsvereins der Ostschweiz (SIVO). Sie lebt in St.Gallen und schreibt monatlich in Saiten.

Afrika, sein Puls und viele offene Fragen



Vor zwei Jahren bin ich von einer neunmonatigen Weltreise zurückgekommen. Afrika hatte ich damals nicht bereist, also habe ich es nachgeholt: Von Mai bis Ende Juli 2014 war ich in West- und Zentralafrika, zuerst vier Wochen als Volunteer in einer ghanaischen Schule (im Rahmen meiner Ausbildung zum Primarlehrer), den Rest der Zeit als Tourist in Ghana und Gabun. – Zwei wunderbare Länder, überschattet von einer Tatsache, die mich nicht mehr loslässt, seit ich sie buchstäblich mit eigenen Augen gesehen habe: die riesige Kluft zwischen Europa und Afrika.

Ich frage mich, wieso der Kontinent nur so mühsam vom Fleck kommt, warum die Korruption nicht weniger wird, wie das Bildungssystem verbessert werden könnte. Wieso sind die Einheimischen (in unserem mitteleuropäischen Verständnis) so undiszipliniert? Was ist es, das die afrikanischen Länder von unserem unterscheidet? Und welchen Einfluss hat der (Neo-)Kolonialismus auf ihre Entwicklung? – Antworten werde ich wohl keine geben können, das ist Sache der Fachleute. Aber ich kann meine Eindrücke schildern, die letztlich zu all diesen Fragen geführt haben.

Willkommene und unwillkommene Fremde

Das Ankommen war einfacher als gedacht. Freundlichkeit wird nicht nur geschätzt in Ghana, sondern auch offen gelebt. Vom ersten Moment an wurden wir mit einem Lachen

empfangen, zum gesuchten Ort begleitet und derweil auch gleich neugierig ausgefragt. Sechs Wochen später hingegen, im zentralafrikanischen Gabun, erlebten wir dann so ziemlich das Gegenteil: Dort wird man fast schon abschätzig angelächelt als Fremder, jedenfalls kam uns das so vor, und geholfen wird anscheinend auch eher selten. Ausserdem gehören Polizeikontrollen zum Alltag in Gabun, bei Ausländern sowieso – anders als in Ghana zuvor, wo wir jeweils recht freundlich durchgewunken wurden.

Wirtschaftlich sind die beiden Länder mit zahlreichen Bodenschätzen wie Rohöl, Uran, Eisenerz, Diamanten, Kalkstein, Kakao, Tropenhölzern oder Zuckerrohr gesegnet. Diese werden zwar abgebaut, nur profitieren die Einheimischen in der Regel kaum von diesem Reichtum, ausser vielleicht die Politiker und hohen Beamten. Die modernen Bohrseln oder Bergbauanlagen werden grösstenteils von ausländischen Investoren und Firmen aus China, Italien, Holland oder anderen Ländern konstruiert und betrieben, und die Erträge anschliessend möglichst rasch exportiert. Einzelne Gemüsesorten hingegen und zum Teil sogar Früchte werden dafür importiert – aus Frankreich oder anderen afrikanischen Staaten –, obwohl der Anbau im tropischen Klima Mittelfrikas eigentlich problemlos möglich wäre.

Leider fehlt es den Einheimischen allzu häufig am Knowhow. In Libreville zum Beispiel, der Hauptstadt Gabuns, waren wir in einem schicken, neu gebauten Krankenhaus. Es besitzt zwar modernste und wohl auch ziemlich

teure Instrumente, nur weiss diese kaum jemand fachgerecht zu bedienen – wenn sich denn die Einheimischen eine entsprechende Behandlung dort überhaupt leisten können. Auffällig sind auch die vielen Gebäude, die langsam aber sicher zu Ruinen verkommen. Gründe dafür, so erklärten uns die Einheimischen, seien das fehlende Geld und die Baustopps, weil Beamte oder Arbeiter nicht zur Arbeit erscheinen. Eine Arbeitsmoral – so wie wir sie kennen – existiert nämlich nicht. Lehrer etwa erledigen ihre Einkäufe kurzerhand während der Schulzeit und lassen ihre Klasse derweil stundenlang unbeaufsichtigt. Oder eben die Bauarbeiter: «Nach dem Zahltag kommen viele nicht mehr zur Arbeit, manchmal tagelang», erklärte uns ein Ghanaer.

So kommt es, dass die Afrikanerinnen und Afrikaner teilweise pauschal als faul bezeichnet werden, nicht nur in Europa. Allerdings muss ich dieser Aussage widersprechen, weil sich ihre Lebenseinstellung schlicht nicht mit unserer vergleichen lässt: Wir (in Europa) werden bereits in der Primarschule auf 40-Stunden-Wochen getrimmt. Wir arbeiten, um uns schöne Dinge zu kaufen, wir sparen fürs Alter, und es ist schon fast verpönt, keine hundert-Prozent-Stelle zu haben, wenn man keine Kinder hat. In Afrika ticken die Uhren anders – langsamer, besonders auf dem Land. Hier wird nicht geschuftet, um sich Badeferien in der Karibik leisten zu können, sondern um sich und die Familie mit dem Nötigsten zu versorgen. Ganz zu schweigen von den Ärmsten, die von früh bis spät auf dem Feld oder auf dem Markt arbeiten und ihre Grundbedürfnisse trotzdem, nicht annähernd, stillen können.

Die Sache mit der Seebrise

Ein befreundeter Holzbauingenieur – der einzige in Gabun – erläuterte mir eines Abends seine Theorie, dass es sich die Afrikaner einfach nicht gewohnt seien, an übermorgen zu denken. Der Ostschweizer erklärte, dass in Zentralafrika stets mildes Klima geherrscht habe und man sich deshalb seit jeher auf das Jagen und Sammeln verlassen habe. Weil jederzeit alles verfügbar sei, anders als in unseren Breiten, wo stets ein Vorrat für den Winter geplant und angelegt werden müsse. Eine nachvollziehbare These – eine von vielen –, die vielleicht sogar gewisse afrikanische Eigenheiten erklären mag. Nur vergisst sie dabei «unsere» Rolle, den Einfluss unserer Wirtschaftspolitik auf die weniger hoch entwickelten Länder. Und sie sagt auch nichts darüber aus, wieso Afrika immer noch derart grosse Schwächen im Bildungsbereich hat, vorausgesetzt man begreift Bildung so wie sie in Europa verstanden wird; als Ticket zum globalen Wettbewerb.

Wie ich darauf komme? Während meiner Zeit als Volunteer in der Primarschule in Nordghana, nahe der Grenze zu Burkina Faso, sah ich einige haarsträubende Dinge; Schläge, Kopfnüsse und subtilere Formen der Züchtigung und Manipulation. Viel beängstigender finde ich aber, dass das vermittelte Wissen gar nicht erst verstanden wird: Die Kinder der dritten Klasse mussten sich beispielsweise mit dem System von See- und Landbrise beschäftigen. Der Lehrer kritzelte also etwas aus seinem Lehrmittel an die Wandtafel, erklärte es in zwei bis drei Sätzen, und liess es die Kinder anschliessend abzeichnen. Dabei ist genau genommen schon der Stoff selber ein Witz – zu komplex für eine dritte Klasse erstens und zweitens weil die See-

brise über 700 Kilometer entfernt ist vom Norden Ghanas. Die Sahelzone liegt wesentlich näher.

Während der zwei Monate in Afrika kamen wir auch mehrmals mit den zahlreichen Entwicklungshelferinnen und -helfern ins Gespräch. An sich finde ich ihr Engagement sehr lobenswert, klar, aber je länger je mehr nistete sich auch der Gedanke ein, dass die sogenannte Entwicklungshilfe nicht unbedingt zur Entwicklung beiträgt, in gewissen Fällen sogar das Gegenteil bewirkt. Damit ist natürlich nicht die kurzfristige, humanitäre Hilfe in Notfällen gemeint, sondern die klassische, mittel- und langfristige Entwicklungshilfe, wie sie auch von Fachleuten kritisiert wird. Seit Jahrzehnten schon kommen wir aus den sogenannten Geberländern mit unseren topmodernen Infrastrukturen nach Afrika, bauen Brunnen, Schulen oder Spitäler. Das Tragische daran ist, dass diese Massnahmen oft nur kurzzeitig helfen. Sobald die Freiwilligen nämlich weg sind, kehrt vielerorts wieder der Urzustand ein; Bibliotheken verstauben, da die Zahl der Analphabetinnen und Analphabeten immer noch sehr hoch ist, und die von uns mitgebrachten Maschinen verrostet, weil sie niemand warten oder reparieren kann.

The African Way of Life

Was ich in Afrika gesehen und erlebt habe, wird mich wohl noch eine Weile beschäftigen. Mittlerweile bin ich aber zur einigermaßen beruhigenden Erkenntnis gekommen, dass Afrika einfach Afrika ist. Es hat einen eigenen Puls. Die Menschen leben unkompliziert, in einem kleinen Haus, ohne Auto oder sonstigen «Luxus». Und die meisten scheinen zufrieden, auch ohne Erlebnisduschen, Wifi-Zugänge und Perma-Strom. Wir in Europa hingegen, speziell in der Schweiz, sind uns diese Standards gewohnt und fordern diese auch ein. Wir verstehen nicht, dass es an einem Markt hundert uniforme Mango-Stände geben kann, aber keinen einzigen mit Kartoffeln. Wir reden von Angebot und Nachfrage und fragen uns, wieso nicht endlich jemand auf die glorreiche Idee kommt, Kartoffeln anzubieten. Und viel wichtiger: wie viel er oder sie mit diesem Monopol verdienen könnte.

Afrika ist anders. Neunzig Prozent der Bevölkerung leben ein einfaches, zufriedenes Leben. Genuss, Stress, Freizeitausgleich, Burn-Out, Badeferien, Work-Life-Balance oder Selbstverwirklichung – alles unbekannte Wörter in weiten Teilen Ghanas und Gabuns. Ich frage mich ernsthaft, ob es zwingend ist, dass wir diese Begriffe dort auch noch einführen müssen... Kann denn die eingangs erwähnte Kluft wirklich nur über den wirtschaftlichen Erfolg kleiner werden? Und wenn nicht; wie müssten die alternativen Bildungskonzepte aussehen? Die kreativen und pragmatischen Konzepte ohne Fokus auf Leistung und Kapital, die dem Kontinent wieder mehr Auftrieb geben könnten? – Wie gesagt: Mir fehlen die Antworten.

Roger Riedener, 1988, lebt in St.Gallen und ist gelernter Elektromonteur. Seit 2012 macht er die Ausbildung zum Primarlehrer an der Pädagogischen Hochschule St.Gallen (PHSG).